GENDER OPEN REPOSITORIUM

Die Erosion der Geschlechterordnung und ihre Folgen

Rendtorff, Barbara

2001

https://doi.org/10.25595/1643

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rendtorff, Barbara: *Die Erosion der Geschlechterordnung und ihre Folgen*, in: Metis : Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 10 (2001) Nr: 19, 45-55. DOI: https://doi.org/10.25595/1643.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Die Erosion der Geschlechterordnung und ihre Folgen

Barbara Rendtorff[1]

Aus einem unerfindlichen Impuls heraus habe ich für den Titel dieses Beitrags die Bezeichnung „Erosion" gewählt, und es wäre zunächst einmal zu fragen, ob diese Metapher für die aktuellen Veränderungen im Geschlechterverhältnis überhaupt geeignet ist.

Erosion ist ein langsamer Prozeß einer zerstörenden Veränderung aufgrund einer Einwirkung von außen. In einem Flußtal beispielsweise wird Sand und weiches Gestein fortgespült, der harte Fels bleibt zurück und bestimmt letztendlich die Form.

Wenn wir es bei der aktuellen Veränderung der Geschlechterordnung mit einem Erosionsprozeß zu tun haben, dann wären, um im Bilde zu bleiben, Sand und weiches Gestein gesellschaftliche Zuschreibungen an Privilegien, Möglichkeiten, erwarteten Fähigkeiten, erlaubten Darstellungweisen von Männern und Frauen, die Zugänglichkeit von Räumen, Ämtern, Positionen usw.; der harte Fels, der zurückbleibt und die Form festlegt, wäre das „Grundgerüst" des Geschlechterverhältnisses, von Frauen und Männern zueinander. Frau und Mann – das sind durch biologisch begründete Unterscheidung gekennzeichnete Spezies erwachsener Menschen. Sie unterscheiden sich durch die Art ihrer (primären und sekundären) Geschlechtsorgane, also letztendlich durch ihren Beitrag zur Fortpflanzung – alle anderen Unterschiede sind, wie wir wissen, Auslegungen, Sekundärbildungen anderer Herkunft im Feld der Bedeutung. Die Geschlechterordnung, sowohl juridisch als auch symbolisch verstanden, „ordnet" also diese einzige Tatsache ein in einen gesellschaftlichen, politischen, symbolischen Kontext, in dem sie, ohne daß uns dies im Einzelnen klar und erkennbar ist, gewissermaßen eine „zweite Natur" erhält: ein Netz von Bedeutungen, Zuschreibungen und Ausgestaltungen, das dann besonders wirksam ist, wenn es als naturhaft erscheint.

[1] Dieser Aufsatz ist die überarbeitete Fassung meine gleichnamigen Vortrags zum Symposium „Psychoanalytische Pädagogik im soziokulturellen Wandel – Herausforderungen zu einer allgemeinpädagogischen Perspektive" beim Kongreß der DGfE (Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaften) in Göttingen im September 2000.

Das Grundgerüst, das im Erosionsprozeß zu Tage tritt und der Landschaft ihre Form gibt, ist also das Verhältnis von Frau und Mann zueinander als potentiell zeugende oder gebärende (so wie sie selbst ja auch beides sind: gezeugt und geboren): Vater-Mutter-Kind als triadische Grundform und Ödipus als normativierende psychische Krisenkonstellation.

Der vielleicht zunächst etwas unbedacht verwendete Begriff „Erosion" stürzt uns also in größte Verlegenheit. Hätte ich von der „Auflösung" der Geschlechterordnung gesprochen, wie es heutzutage vielfach zu lesen ist, dann wäre die Assoziation von der semantischen Seite her eine andere gewesen: Etwas, das sich aufgelöst hat, ist gewissermaßen „verschwunden", und die Auflösung einer mathematischen Form oder eines Rätsels läßt alles ganz einfach erscheinen – zumal Auflösung etymologisch mit „frei-sein" (etwas „los" sein) zu tun hat. Da scheint ja Auflösung sympathisch und zeitgemäß zu sein, während Erosion mit dem Verweis auf Dreieck und Ödipus hoffnungslos konservativ anmutet.

Aber ganz so zufällig war die Wortwahl denn doch nicht – denn gerade der Rückbezug auf die psychoanalytische Theorie mahnt hier zur Vorsicht. In der Ankündigung dieses Symposiums ist zu lesen, daß die Psychoanalyse „eine starke Kraft gegen Illusionsbildungen" sei – zwar geht es hier, dem Anlaß entsprechend, um „pädagogische" Illusionsbildungen, doch lassen sich diesen die Illusionen über die Geschlechter durchaus anschließen. Die These wäre also: Aus der Perspektive der Psychoanalyse wäre das Bild von der „Auflösung", dem Verschwinden der Geschlechterordnung eine Illusion, während der Begriff „Erosion" der Sache deutlich näher kommt. Mit dem Begriff „Auflösung" wird ja gerade die Metapher verwendet, die das Verschwinden von Schwierigkeiten in Aussicht stellt – und wenn es etwas gibt, das sich niemals zum Verschwinden bringen läßt, dann ist es die Dynamik der Triade: die Dramen der Liebe, das Sprengende von Leid und Leidenschaft zwischen Liebenden, Eltern und Kindern. Der Anfang jedes Menschenlebens steht im Zeichen großer Spannungen, die die Familie (welche Form auch immer sie haben mag) bewältigen soll: dem „Antagonismus von Leidenschaft und Dauer, von Erotik und freundschaftlicher Zuneigung, von leidenschaftlicher Liebe und Solidarität, von Individualisierung und sozialer Verantwortung für die Kinder, von sozioökonomischen Notwendigkeiten und (verlogener) Selbstverwirklichung" – so die Psychoanalytikerin Christine Borer.[2]

Zweifellos paßt das alles nicht sehr gut in die derzeitige Weltauffassung, in der alles regelbar, planbar und beherrschbar und nicht zuletzt auch durch psychoanalytische Entwicklungen wie Ich-Psychologie und Objektbeziehungstheorie so versachlicht erscheint. Ich bleibe also zunächst bei meiner These, daß es die Auf-

2 Borer, Christine: Zur Indifferenz der Differenz von Sozialem und Begehren in der Familie, in: Über das Hervorbringen. Materialienband – Facetten feministischer Theoriebildung, Bd. 20/1999, S. 104.

gabe der Psychoanalyse sei, dem Begehren mit seiner Unangepaßtheit, dem Unbewußten mit seinen Widerständen und den ersten Beziehungen mit ihrer strukturierenden Kraft ihren Einfluß zuzugestehen.

Damit haben wir (deswegen hatte ich gesagt, der Begriff bringt uns in arge Verlegenheit) zunächst das Dreieck Mutter-Vater-Kind in neuerwachter Deutlichkeit am Hals. Auch das verbindet sich scheinbar nun gar nicht mit der aktuellen Rede von der Veränderung der „Rolle der Frau" in der Gesellschaft oder der Auffassungen von Weiblichkeit. Die aktuelle öffentliche Rede geht hier vor allem in die Richtung einer wachsenden Akzeptanz und Beförderung der Eigenständigkeit und Anerkennung von Frauen, der Lockerung der unbedingten Verknüpfung von Weiblichkeit mit Mutterschaft. In der Schering-Studie antworteten auf die Frage „Glauben Sie, daß eine Frau Kinder haben muß, um glücklich zu sein?" nur (das 'nur' in Anführungszeichen) noch 46% der Frauen mit ja – dabei von den Ost-Frauen 60% und den West-Frauen 33%, bei den Männern waren es 44%, davon 50% in den neuen und 38% in den alten Bundesländern.[3] Wir sehen, daß die Frauen in den alten Bundesländern den niedrigsten Wert aufweisen.

Wenn ich aber hier die Bedeutung der Triade neu thematisieren und betonen will, so ist das nicht auf dieser Ebene anzusiedeln. Das Thema der Entkoppelung von Weiblichkeit und Mutterschaft und der Unabhängigkeit von Frauen ist ja ein ursprünglich politischer Emanzipationsprozeß, der seinen Schauplatz verlagert hat und bedauerlicherweise (wenigstens derzeit) kaum noch in seiner politischen, gesellschaftlichen Dimension gesehen werden kann. Auf die psychoanalytische Ebene hat dies allerdings gar keinen Einfluß – da sehen sich Kinder als künftige Mamas und Papas, als künftige Liebhaber ihrer Mama und sehen sich Liebende als künftige potentielle Hervorbringer. Und nur auf diese Ebene kommt es mir heute an.

Auf einer psychoanalytischen Ebene wird also noch einmal verdeutlicht, was vorher schon gesagt wurde: Frauen und Männer begegnen einander auf der Folie des Dreiecks, als Vater, Mutter, Kind, in wechselnden Positionen.

Die Anerkennung dieses Zusammenhangs hat eine recht unangenehme Konsequenz. Sie schließt nämlich ein, daß die Abhängigkeit vom Anderen – in diesem Fall von den beiden anderen Positionen im Dreieck – nicht nur von Anfang an gegeben und unauflöslich ist, sondern auch am Anfang des Lebens besonders groß ist, wenn Wechselbeziehungen außerhalb der Triade deren Einfluß noch wenig verflüssigen. Der Betonung der Unabhängigkeit der Frau durch Frauenbewegung und Frauenforschung folgt nicht zufällig historisch die Betonung der Selbständigkeit und Kompetenz des Kindes in der neueren Kindheitsforschung. Über

3 Schering-Studie „Frauen in Deutschland", hrsg. vom Institut für Demoskopie, Köln 1993.

deren neues Leitbild, das „selbständige Kind", schreibt Luise Winterhager-Schmid: „Dieses „selbständige Kind" ist Realität und Fiktion zugleich. Realität sind die erweiterten Handlungsspielräume von Kindern heute, wo es um ihre Beziehungen zu Gleichaltrigen, ihre Vorlieben und Interessen, ihre mitberatende Stimme in der Familie, wo es um ihre variantenreiche Kinderkultur geht. Fiktiv wird das Konstrukt vom „selbständigen Kind", wo es die Einbettung des Kindes in generationale Bezogenheitsstrukturen als Voraussetzung und als existenznotwendigen Rahmen ihres Aufwachsens verdunkelt." Wenn Autonomie zur „Modernisierungsnorm" für Kinder wird, „dann könnten die Schutz-, Bindungs- und Anlehnungsbedürfnisse des Kindes künftig als Ausdruck von Inkompetenz oder Zurückgebliebenheit symptomatisiert werden. Kindheit als Entwicklungszeit, als Phase der Aufgehobenheit in einer generationalen Ordnung gegenseitig abhängiger Bezogenheit, geriete unter Anachronismusverdacht."[4] Der Kinderanalytiker Frank Dammasch hat kürzlich in einem Vortrag über Väterlichkeit[5] die starke Tendenz der psychoanalytischen Literatur skizziert, die frühe Abhängigkeit von der Mutter, die ja lange Zeit ein zentraler Topos war, nun zu leugnen und gleichwertige Beziehungen des Kindes zu Mutter und Vater zu konstruieren. Seine These ist, daß mit dem Konzept einer psychischen Geburt auch die Rolle des Vaters, seine „geburtshelferische Funktion" verloren gehe – mit der Konsequenz, daß der Vater entweder als überflüssig erscheint oder aber entwertet und austauschbar wird, wie insgesamt die Eltern auf „personifizierte Aussender diverser Reize" reduziert werden.

Auch das scheint mir sehr gut in die derzeitige Welt- und Subjektauffassung zu passen, in der mit der Globalisierung auch die Mobilität, Ungebundenheit, Commitment auf Widerruf (wie es die Shell-Studie nennt), Organisation, Planbarkeit und Widerrufbarkeit zu richtungsweisenden Stichworten geworden sind.

Wenn hier, wie Dammasch sagt, etwas „verleugnet" wird, dann heißt das weder ein Verschwindenlassen, wie bei der Auflösung, noch ein Zernagen, wie bei der Erosion, sondern bei der Verleugnung verschwindet gar nichts, im Gegenteil: Das Verleugnete wird wirkmächtiger denn je, wenn auch vielleicht an anderer, unvorhersehbarer Stelle.

Wir haben also drei verschiedene Ebenen: Frau und Mann als „Geschlechterverhältnis", Mutter-Vater-Kind als reales und symbolisch aufgeladenes Beziehungsgeflecht und als strukturbildende Komponente der menschlichen Entwicklung. Diese Ebenen sind durch und durch miteinander verquickt. Um die Folgen der Veränderung der Geschlechterordnung in den Blick zu nehmen, müssen wir

4 Winterhager-Schmid, Luise: „Groß" und „klein" – Zur Bedeutung der Erfahrung mit Generationendifferenz im Prozeß des Heranwachsens, in: Dies. (Hg.): Erfahrung mit Generationendifferenz, Weinheim 2000.

5 in der Universität Frankfurt a.M., eigene Mitschrift.

also unsere Fragestellung präzisieren: Bezieht der Veränderungsprozeß, der die Positionen von Frau (weiblich) und Mann (männlich) ergriffen hat, auch die Positionen von Vater und Mutter mit ein? Und wenn ja - welches sind die Konsequenzen?

Die Veränderungen von Familienbeziehungen sind statistisch gesehen recht klar zu erkennen und leicht zu skizzieren. Zum einen gibt es mehr Trennungen und Scheidungen. Auch wenn in den meisten Fällen neue Beziehungen eingegangen und neue Familien gegründet werden, zeigt das dennoch eine Tendenz zur Unverbundenheit von Eltern. Die Norm einer lebenslangen Partnerschaft ist deutlich entkräftet zugunsten einer stärkeren Individualisierung und wachsenden Flexibilität in und zwischen Beziehungen. Mit der Veränderung der Geschlechterbilder ist zudem auch die Vorstellung gewachsen, daß auch Väter mit den emotionalen und sorgenden Belangen ihrer Kinder befaßt sein können und sollen. Damit wird die Konzeption des Vaters (zumindest ansatzweise – dies ist nur als vorsichtige Tendenz zu werten) erweitert. In der medialen Darstellung werden (Familien-)Väter und (Karriere-)Männer gleichermaßen positiv bewertet, ihre Lebensentwürfe bilden keine Alternative, sondern es wird im Gegenteil ja erwartet, daß Familienväter auch gleichzeitig Karriere machen (können). Die Berufsorientierung bleibt vorrangig – deshalb ist die Voraussetzung für die Erweiterung des Vaterbildes, daß es die andere Seite, die Öffentlichkeits- und Arbeitsorientierung nicht beeinträchtigt; daß die väterliche Seite die Seite der Männlichkeit nicht beschränkt. Die heutigen Väter spielen mehr mit ihren Kindern, bezeichnen sie als wichtiger für ihr Leben und Erleben, als das früher der Fall war - aber sie beteiligen sich genauso wenig an der Hausarbeit und den Versorgungsarbeiten wie früher.[6]

Möglicherweise ist übrigens mit dieser Erweiterung des Vaterbildes zugleich die Erwartung einer Last von Verantwortung gestiegen und vielleicht auch die Ahnung, daß dieser Zuwachs nicht ohne weiteres verkraftbar ist, denn die Shell-Studie weist eine deutliche Scherenbewegung nach in der Familienorientierung von jungen Männern und Frauen (hier v.a. in der Altersgruppe der 22-24jährigen) aller Schichten und Bildungsniveaus (niedrige Familienorientierung bei den Männern, höhere bei den Frauen), wobei „das Auseinanderdriften der Familienorientierung von jungen Männern und Frauen vor allem bei den Jugendlichen mit längerer Bildungslaufbahn wirksam ist" – so die AutorInnen.[7]

6 Vgl. z.B.: Herzog, Walter/ Böni, Edi/ Guldimann, Joana: Partnerschaft und Elternschaft. Die Modernisierung der Familie, Bern 1997.

7 Deutsche Shell (Hg.): Jugend 2000, 13. Shell Jugendstudie, Bd. 1, S. 63. Übrigens gilt dies so nur für die deutschen jungen Leute – die Familienorientierung der ausländischen jungen Männer steigt mit dem Alter an und nähert sich dem Niveau der Frauen stärker an. Vgl. ebd.

Das Bild des Vaters ist also erweitert um ein Segment, das mit dem Genießen, dem Zugewinn in einer emotional als positiv und erfreulich eingestuften Dimension zu tun hat, während die Routinedinge, die Arbeit machen, die lästig und unangenehm sind, die sich nicht nach den eigenen Prioritäten regeln lassen (also nicht planbar und beherrschbar sind), sondern aus dem Eigensinn der Kinder selbst und ihrer materiellen und sonstigen Bedürftigkeiten folgen (wann die Kleider schmutzig sind, das Kinderzimmer unbegehbar, die Schuhe zu klein, wann das Kind Kummer hat oder Fieber usw.), die bleiben nach wie vor ganz überwiegend den Frauen zugeordnet – als eine Pflicht und als Zuordnung, die nicht näher hinterfragt wird, die meistens als Eignung, also als letztlich als naturhaft beschrieben wird und mit der Koppelung von Weiblichkeit und Kreatürlichkeit, Körpernähe zu tun hat. – Ob allerdings mit der stärkeren emotionalen Besetzung der Vaterposition, die wahrscheinlich auch mit einer größeren Präsenz des Vaters im Kinderalltag einhergeht, auch die väterliche Position in der Triade Vater-Mutter-Kind gestärkt wird, ist eine ganz andere Frage.

Der Effekt auf seiten der Mutter ist anders gelagert. Ganz eindeutig ist die Selbstverständlichkeit, mit der heute junge Mädchen eine gute Ausbildung, einen Beruf und ökonomische Selbständigkeit anstreben, auch werden ihre Bildungsabschlüsse und Berufsvoraussetzungen von Jahr zu Jahr besser und haben die der jungen Männer bereits überholt. Die verlängerte Adoleszenz, verlängerte Ausbildungszeiten und die Zeit des Moratoriums haben aber dazu geführt, daß die gesellschaftlich und biologisch erwartete Zeit der Mutterschaft bei akademisch gebildeten Frauen genau an das Ende des Studiums anschließt und auch bei denen, die auf anderen Wegen ins Erwerbsleben eingetreten sind, den Karriereweg sehr früh kreuzt und nicht selten irreparabel unterbricht – unterbricht vor allem auch deswegen, weil eine Arbeitsentlastung durch die Beteiligung der Väter eben nicht gegeben ist. Im übrigen wird diese Tatsache sehr wenig in ihrer strukturellen Dimension diskutiert – es ist Ihnen vielleicht aufgefallen, daß in dem langen Beitrag über Chancengleichheit bei Professurbesetzungen im letzten Heft der DGfE-Zeitschrift dieser Zusammenhang mit keinem Wort in Anschlag gebracht wird.

Bei der derzeit zu erwartenden Kinderzahl unter 2 bedeutet die Mutterschaft nur noch eine „begrenzte Sequenz" von etwa 1/4 der Lebenszeit[8], liegt aber im Lebenslauf an so zentraler Stelle, daß dennoch eine Entscheidung für oder gegen Kinder dessen Entwicklung nachhaltig beeinflußt. Und solange nicht auch die verläßliche Sorge und die Alltagsarbeit in das Bild von Männlichkeit und das Selbstbild der jungen Männer mit eingegangen sind, wundert es nicht, daß Mädchen früher und intensiver die Frage zukünftiger Mutterschaft diskutieren.

8 Vgl. Bertram, Hans: Familien leben. Neue Wege zur flexiblen Gestaltung von Lebenszeit, Arbeitszeit und Familienzeit, Gütersloh 1997, S. 85.

Das Leitbild, das die Medien ihnen anbieten, ist das Bild der omnipotenten Mutter, wie es für das Kleinkind vor der ödipalen Krise typisch ist. Die mediale 'Frau von heute' kann erstens im Prinzip alles das, was Männer (Väter) können, zweitens ist sie sexualisiert wie die junge Frau in der Phase vor der Mutterschaft, auf dem Markt der Möglichkeiten, der Beziehungen – gut auszusehen ist eine Frage von Shampoo und Modemarke. Wer also nicht gut aussieht, ist einfach schlecht beraten – eine solche ständige Rede über das Aussehen wie im Fall von Frau Merkel beispielsweise wäre wohl kaum denkbar bei einem männlichen Politiker. Ich kann mich jedenfalls nicht entsinnen, daß man Herrn Genscher vorgeschlagen hätte, seine Ohren richten zu lassen. Frau Merkel kann noch froh sein, daß sie nicht des Altkanzlers Leibesfülle hat – auch das käme bei einer Frau ganz schlecht.

Aber das sind durchaus keine Oberflächlichkeiten oder Anlaß für Witzeleien. Als dritte Komponente gehören zum medialen Bild nämlich ein bis zwei Kinder, ob adrett oder pittoresk verdreckt. Heute ist das bereits völlig vertraut als Bild: die Frau im Kostüm, tagsüber Chefin, morgens und spätnachmittags Mutter und nachts erotisierte Geliebte mit Dessous und Milka-Herzchen. Die Organisation dieser drei einander tendenziell ausschließenden Komponenten wird als eine Frage des Qualitätsmanagements dargestellt und in der Werbung auf die richtige Waschmaschine, den Kombiwagen oder Meister Propper zurückgeführt. Tatsächlich ist es aber die gewissermaßen heimlich gegen das Leitbild an gelebte verantwortliche Übernahme der familialen Versorgungsarbeiten durch die Mütter, die das Funktionieren sichert, dabei unterstützt von anderen Frauen und Müttern: Großmüttern, Kinderfrauen und Putzhilfen. Tatsächlich sind Mütter diejenige Bevölkerungsgruppe, die am wenigsten Geld und Zeit für sich aufwendet, am seltensten ins Kino, Theater oder zum Friseur geht, am wenigsten schläft.

Wenn wir die drei Bereiche mit Stichworten umschreiben wollen, dann wären das erstens das Herstellen sexualisierter Intimität – das bedeutet eine Orientierung nach innen, auf die Zweisamkeit, und tendenzielle Abgeschlossenheit nach außen: Typisch für Verliebte ist, daß ihnen die Welt um sie herum völlig gleichgültig ist. Das zweite wäre die Berufs- und Karriereorientierung – also eine Orientierung nach außen und, gemessen an der eigenen Lebenszeit, nach vorne. Das dritte Stichwort ist die Verläßlichkeit im Interesse des Kindes – das bedeutet eine Offenheit, nur wenig steuerbar durch die eigenen Interessen. Gemessen an der eigenen Lebenszeit ist diese und verbunden mit einer starken Orientierung nach rückwärts in die eigene Kinderzeit, einer Neu-Orientierung nach vorne – nun imaginiert als Eltern – und bedingt durch den Einfluß der Beziehung zum Kind die Konfrontation mit einem anderen Zeituniversum. Wir haben also eine Dreiheit mit den wesentlichen Komponenten des ödipalen Dreiecks: Sexualität, Verbunden-

heit, Identifizierung, Trennung, Abhängigkeit, aber mit einer starken Überlast auf dem Pol der Verbundenheit.

Juristisch ist die „verrechtlichte Ungleichheit" innerhalb der Familie mit der Eherechtsreform 1976 weitgehend aufgehoben worden, faktisch aber besteht sie lebhaft weiter. Auch bei partnerschaftlich orientierten Paaren führt die Familiengründung bei allen Bildungsschichten zu einer „Traditionalisierung der Partnerschaft."[9] Dadurch, daß weniger die Familie als vielmehr das Paar im Zentrum des Lebensentwurfs steht, das möglicherweise irgendwann um ein Kind erweitert wird, welches dann vorwiegend in die Verantwortung der Mutter übergeben wird, tritt ein Effekt der „Konservierung der traditionellen bürgerlichen Attribute der Frauen"[10] ein, die die Hauptverantwortung für die Kinderbetreuung tragen – so das Ergebnis der Schweizer Familienuntersuchung (von dem im übrigen die Forscher selbst sehr überrascht waren).

Das pädagogische Interesse an der Familie ist gering, schreibt Walter Herzog. Erst wenn etwas nicht funktioniert, interessiert sich die Sozialpädagogik dafür und fühlt sich zuständig, ansonsten befördere die Pädagogik das Bild der „per se erziehungstüchtigen Familie". Nicht zuletzt deshalb bleibt ihr unklar, welch brisante Dynamik sich hier mittlerweile entwickelt.

Die eine Dimension können wir jetzt zusammenfassend so skizzieren: Es gibt auf der Seite der Frauen/Mütter einen wachsenden, gravierenden Konflikt zwischen verschiedenen Wertorientierungen: einer modernen, die Berufsorientierung, Mobilität, Flexibilität und Widerrufbarkeit von Entscheidungen braucht, Lebensabschnittsgefährten, Commitment auf Widerruf usw., und einer Orientierung, die ich nicht mit einem Stichwort eingrenzend kennzeichnen mag: zu der ein Kinderwunsch gehört, der Wunsch nach Geborgenheit und auch die Vorstellung, diese Geborgenheit für Kind und Mann herstellen zu sollen – was so ziemlich das Gegenteil der modernen berufsbezogenen Wertorientierung darstellt.

Schon der Terminus „Kinderwunsch" läßt Kinder ja im übrigen als ein Privatvergnügen erscheinen, als eine Art Selbstverwirklichung, und löst das Aufziehen von Kindern tendenziell aus seinem gesellschaftlichen Kontext. Daraus folgt dann scheinbar völlig logisch, daß die Frauen (und nur sie) individuell und als Geschlechtsgruppe vor einer Wahl zu stehen scheinen, sich (privat) ein Kind zu „wünschen", gewissermaßen für sich selbst, und sich diesen „Wunsch" zu erfüllen zur eigenen Befriedigung, oder eben nicht. Wenn dann aber der gesellschaftliche Gesamtzusammenhang in den Blick kommt und Kinder 'fehlen', wenn nämlich die Rentenfrage diskutiert wird, dann wird dies ebenso logisch auf die Selbstsüchtigkeit von Frauen zurückführbar, die eben nicht den Wunsch nach Kindern hatten

9 Herzog, Walter, a.a.O., S. 314.
10 Ebd., S. 310, 372.

und deshalb, selbstsüchtig nur an das eigene Vergnügen denkend, nun der Gesellschaft Schaden zugefügt haben.

Eine vergleichende Befragung von kinderlosen Paaren kann das verdeutlichen: die 1950 befragten Paare waren ausnahmslos aus medizinischen Gründen kinderlos, 1970 war ein Teil unfreiwillig und ein Teil freiwillig kinderlos, „während die 1980 befragten Paare angaben, sich für eine temporäre Kinderlosigkeit entschieden zu haben."[11] Kürzlich war auch der Tagespresse zu entnehmen, daß von den amerikanischen hochqualifizierten und hochbezahlten sogenannten Karrierefrauen über 90% keine Kinder haben. Wenn man nicht christlich-moralisch argumentieren will und für Frauen den Wunsch nach einem guten Leben von vornherein als unbotmäßig zurückweisen will (wie es noch in der vorigen Generation üblich war), dann muß hier tatsächlich ein anderer Diskurs generiert werden, der diese Problematik als eine gesellschaftliche erkennbar macht.

Die Männer und Väter haben diesen ganzen beschriebenen Konflikt aus den bekannten Gründen weitaus weniger: Erstens gehen sie für sich selbst in aller Regel nicht davon aus, daß sie (im Zweifelsfall auch alleine) die hauptsächliche Verantwortung für die tägliche Versorgung ihrer Kinder tragen werden, zweitens führt dieser Umstand dazu, daß, wie skizziert, die Überlegung, Kinder in die Welt zu setzen, weniger oft und häufig offenbar auch erst später aufkommt. Das entfernt Männer und Frauen im selben Maße weltenweit voneinander, wie sich ihre Lebensentwürfe auf anderer Ebene anzugleichen scheinen. Ich sehe es als ein großes Problem an, daß diese massive Unterschiedenheit in der scheinbaren Ähnlichkeit öffentlich nicht erkennbar gemacht und diskutiert wird.

Auf jeden Fall ist diese Problematik für die pädagogische Arbeit insbesondere mit Jugendlichen von großer Brisanz. Und je stärker für eine Familie oder eine Generation die Spannung zwischen den beiden divergierenden Orientierungen und Beziehungsformen spürbar ist, desto eher wird die individualisierende Tendenz wirksam werden und als Ergebnis zwei neue Paare hervorbringen: Mutter mit Kind und Vater mit Kind, die allerdings völlig unterschiedlich gefärbt und ausgestaltet sind.

Die andere Dimension des Problems, die ebenfalls für die Pädagogik von größtem Interesse ist (oder doch sein sollte), ist die Dynamik innerhalb des Dreiecks Vater-Mutter-Kind selbst. Die Triade ist ja ganz allgemein der Garant für die mögliche Freiheit des heranwachsenden Subjekts, sie ist Schutz vor einer symbiotischen Erstarrung oder 'Genügsamkeit': Jeder im Dreieck gewährleistet (durch seine eigenen Ansprüche), daß die anderen nicht einander Alles sind. Und wenn

[11] Buchholz, Michael B.: Dreiecksgeschichten, Göttingen 1993, S. 40 – der hier eine Untersuchung von Nave-Herz (1988) zitiert.

dies 'funktioniert', dann kommt es zu dem, was Buchholz die „Inversion der Triade" nennt: Das Kind erringt einen Begriff, ein Konzept von Familie und kann sie so gewissermaßen zugleich von einem Standpunkt außerhalb der Familie betrachten, ohne darin gefangen zu bleiben. Eine Voraussetzung für diesen Vorgang ist wiederum, daß das Kind in der ödipalen Krise die Zeit „als eine nicht reversible Dimension" erkennt[12]: Es muß anerkennen, daß es eine Zeit (der Liebe) zwischen Vater und Mutter gab vor seiner Zeit, anders gesagt: es gibt eine Beziehung zwischen Vater und Mutter, von der es ausgeschlossen ist. Damit kann die Mutter als die Frau des Vaters positioniert werden und somit als Liebesobjekt aufgegeben werden. Das Objekt der präödipalen Identifizierung wird untersagt als Objekt des sexuellen Begehrens. Die Inzestschranke „ist in diesem Lichte eine Schranke zwischen Identifizierung und Objektbesetzung".[13] „So wie der Vater sollst Du sein" und „So wie der Vater darfst Du nicht sein, das heißt nicht alles tun, was er tut; manches bleibt ihm vorbehalten", heißt es bei Freud[14] und Lacan arbeitet nochmals deutlich heraus, daß für die „richtige Situierung des Subjekts im Verhältnis zur Funktion des Vaters" die Identifizierung mit dem imaginären Vater allein nicht ausreicht – denn damit wäre die erste Stufe der ödipalen Entwicklung, die „quasi brüderliche Rivalität" mit dem Vater um die Mutter noch nicht überwunden[15], das Kind würde nur die eine Abhängigkeit mit einer anderen vertauschen.

Die „Funktion" des Vaters (eines Vaters, un-père, schreibt Lacan, das muß nicht der leibliche Vater sein) ist es aber, den „Platz des notwendigen Dritten"[16] zu gewährleisten. Damit ist das gegenseitige 'einander Ein und alles zu sein' untersagt, also die Identifizierung mit einem anderen, sei es Mutter oder Vater – und somit steht die Funktion des Vaters[17] in einem erweiterten Sinne gegen Identifizierungs-Beziehungen aller Art bzw. gegen Abhängigkeiten, die auf Identifizierung beruhen. Das Kind wird so ein Stück weit auf sich selbst verwiesen, kann und muß Verantwortung für sich selbst übernehmen.

Verantwortung für sich selbst aber hat mit Trennung und Autonomie zu tun, hat damit zu tun, „der Schuld an Handlungen, die wir als verbrecherisch ansehen,

12 Ebd., S. 129.

13 Loewald, Hans W.: Das Schwinden des Ödipuskomplexes, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 13, Stuttgart 1981, S. 52.

14 Freud, Sigmund: Das Ich und das Es, in: Studienausgabe Bd. III, S. 301 f.

15 Lacan, Jacques: Die Objektbeziehung. Das Seminar Buch IV (1956-57), unveröff. Übersetzung, Frankfurt a.M. 1997, S. 150, 152.

16 Vgl. Rendtorff, Barbara: Weibliche und männliche Aspekte im Ödipus, in: Bernd Ahrbeck /Jürgen Körner (Hg.): Der vergessene Dritte – Ödipale Konflikte in Erziehung und Therapie, Neuwied 2000, S. 55.

17 „Nom-du-père", nennt das Lacan, homonym zu „non-du-père"; vgl. Julien, Philippe: Die drei Dimensionen der Vaterschaft in der Psychoanalyse, in: Perversion der Philosophie. Lacan und das unmögliche Erbe des Vaters, hrsg. v. Edith Seifert, Berlin 1992.

ins Auge zu sehen", auch wenn sie nur vorgestellt sind. In der ödipalen Krise werden diese eben vertreten durch Inzest und Elternmord.[18] Daraus folgt, daß eine Beziehung zu Vater oder Mutter, die inzestuös (also ausschließend) gefärbt ist, das Aufgeben der primären Identifizierungen erschwert, damit die Über-Ich-Entwicklung behindert und die Herausbildung einer reifen Sexualität – einer ‚eigenen' erwachsenen Sexualität, die dem ödipalen Verlangen ein Stück weit entwachsen ist. Wenn aber die Beschreibung zutrifft, daß im Zuge der gegenwärtigen Entwicklungen die Gefahr entsteht, daß sich anstelle der Triade mit ihren widerstreitenden Strebungen und ihrem labilen Gleichgewicht tendenziell zwei Paare bilden, dann wäre die inzestuöse Färbung allgegenwärtig zu vermuten. Dann gäbe es vor den Zweisamkeiten 'Papa und ich' bzw. 'Mama und ich', dem, wie es vorher formuliert war: Ein und Alles für den anderen zu sein, keine Schranke und kein Entkommen – bzw.: es gäbe nur die Wahl zwischen zwei von der Identifizierungsproblematik gefärbten Abhängigkeiten.

Ich möchte als Vermutung hier anfügen, daß die gegenwärtige Problematik von rechten Jugendlichen auch vor diesem Hintergrund diskutiert werden müßte. Denn was dort versagt, ist ja nicht zuletzt das Über-Ich, das für die Anerkennung des Anderen und die Achtung seiner Integrität zuständig wäre.

Hier sehe ich also zusammenfassend eine mögliche Schwierigkeit aus der aktuellen Entwicklung von Elternbeziehungen und Geschlechterverhältnis erwachsen. Wenn in der Triade die Beziehung der beiden Positionen Mutter und Vater zueinander fehlt oder schwach ist, wird gerade der Schritt erschwert, der die Transformation des Ödipus erbringen soll: die Anerkennung des Generationen- und Geschlechterunterschieds. Wenn der Dritte im Dreieck fehlt oder das Dreieck in zwei Dyaden zerfällt, die noch dazu eine die Überlast der Verbundenheit trägt, die andere aber die der Bruderrivalität, dann liegt die Gefahr darin, daß wir zwei tendenziell inzestuöse Objekte haben, an denen die ödipale Entwicklung stockt.

Natürlich können diese Überlegungen nicht in eine Forderung nach Restitution der bürgerlichen Familie münden. Und eben hier stellt sich die Aufgabe für Pädagogik und Erziehungswissenschaft: an dieser Stelle den Faden aufzunehmen mit der Frage, wie die Repräsentation des Dreiecks mit seiner normativierenden und befreienden Wirkung unter den veränderten Lebensbedingungen von Kindern wirksam gemacht werden kann.

[18] Loewald, a.a.O., S. 47 ff.